

Laien in Gemeindeleitung

Die ostdeutschen Rahmenbedingungen und Auswirkungen auf die Rolle der Hauptamtlichen

von Pfarrer Magnus Koschig (Halle)

„Ich bin davon überzeugt: Gott selbst hat die Seminare ausgeleert, weil er anderes will, und dieses andere müssen wir schlichten Herzens und in der Freiheit des Geistes suchen.“¹ Dieser Satz stammt nicht aus einem der vielen neuen Bücher über den Struktur- und Mentalitätswandel in der Kirche, sondern von Carlo Carretto (1910-1988) und wurde geschrieben, als ich selbst noch Student war: 1983. Ein prophetisches Wort, das damals leider überhört wurde. Wir sind hier versammelt, weil wir gemeinsam nach diesem „anderen“, in das Gott uns führen will, in der Freiheit des Geistes suchen wollen.

Suchen, d.h. für mich, erst einmal einzugestehen, dass wir es nicht, noch nicht gefunden haben. Keiner von uns weiß, wie die Zukunftsgestalt der Kirche aussehen wird. Suchen, d.h. für mich, zuerst Fragen stellen, um miteinander und im Vertrauen auf die Führung durch den Heiligen Geist unterwegs zu sein.

Ich bin leitender Pfarrer der Pfarrei Carl Lampert in Halle. Sie entstand 2009 durch Fusion von 3 Pfarreien und 4 Pfarrvikarien. Die Fläche ist für unser Bistum eher klein, denn sie erstreckt sich von der nördlichen Innenstadt nur 25 km nach Norden und 25 km nach Westen. In diesem Tortenstück leben unter gut 120.000 Einwohnern rund 4.700 Katholiken. Bei der Pfarreigründung haben wir uns ein Motto gegeben: „Der Kirche ein Gesicht geben.“ Und das ist die erste Frage, die ich stellen möchte: Wie können wir in einer Fläche, in der an manchen Orten nur wenige Christen leben, als Kirche Gesicht zeigen? Und wie sieht dieses Gesicht aus?

Die Hauptamtlichen sind nicht nah bei den Menschen. Wir kommen in viele Orte nur sporadisch zu Beerdigungen und Trauungen, Erntedankfesten oder Segensfeiern. Wenn in unserer extremen Diaspora-Situation die katholische Kirche nicht zu einem exotischen Verein verkommen soll, benötigen wir wirklich einen Mentalitätswandel.

Kirche ist nicht nur dort, wo ein Kirchturm steht, sondern dort, wo Menschen – und seien es auch nur zwei oder drei – miteinander den Glauben leben. Kirche ist nicht nur dort, wo ein Hauptamtlicher wohnt und arbeitet, sondern wo die Christen begreifen, dass Gott sie mit ihren Gaben und Begabungen an einen bestimmten Ort gesetzt hat. Theologisch formuliert hieße dies, aus dem Bewusstsein des Priestertums aller Getauften und Gefirmten zu leben. Was tun wir dafür – auch und gerade in der Fläche? Und lassen wir die Charismen, die es vor Ort gibt, gelten?

Allen Verantwortlichen scheint bewusst zu sein, dass die sozio-kulturelle Gestalt von Kirche, die uns geprägt hat, vergeht. Ist ihnen, ist mir und uns aber auch bewusst, dass dies auch für die Art und Weise der Ausgestaltung des Priestertums gilt?

In den zurückliegenden Jahren wurde auf die ausgeleerten Seminare reagiert, indem man einfach die Zahl der Pfarreien an die Zahl der Priester angepasst hat. Priester sein bedeutet so, Pfarrer zu sein von immer größeren Einheiten mit einer zunehmenden Entfremdung zu den Menschen vor Ort. Der Pfarrer, der seine Gemeindeglieder noch kennt, dürfte nicht nur in unseren Breiten die absolute Ausnahme sein. Dies macht das Dienstamt nicht attraktiver, dies ist für mich keine Antwort auf die leeren Seminare.

Während mancherorts von einem Wechsel von der Aufgabenorientierung hin zur Charismenorientierung geredet wird, wurden die Vorstellungen darüber, was ein Priester zu tun hat, immer enger. Es kann nicht sein, dass alle ihre Charismen leben und einbringen, nur die Priester nicht. Wenn ein Priester das Charisma der Leitung hat, dann soll er

¹ Carlo Carretto, Ich habe gesucht und gefunden, Herder, 1983 (5. Auflage 1991), S. 137

auch leiten, wenn er dieses Charisma nicht hat, dann sollte man ihn auch nicht mit Verweis auf den Gehorsam dazu überreden. Es darf aber auch nicht der Eindruck entstehen, die Laien seien nur ein Notnagel, der nur zum Einsatz kommt, weil es zu wenig Priester gibt. Was wir brauchen, ist eine neue Bestimmung des Dienstamtes und ein dem Leben aller dienendes Miteinander.

In der Pfingstausgabe des „Tag des Herrn“ wurden die Bischöfe Kräutler (er war in Brasilien tätig) und Lobinger (Südafrika) zitiert, die verlangen, darüber nachzudenken, welche Zulassungskriterien für das Weiheamt zu gelten haben. Das führt mich zu der wesentlichen Frage: Was ist uns wichtig, das Festhalten an überkommenen Strukturen und Zulassungsbedingungen für das Weiheamt oder die Feier des Glaubens auch in kleinsten Einheiten?

In unserer Vereinzelung besteht die Gefahr, dass für viele die Eucharistie nur noch eine Ausnahme ist, ein außergewöhnlicher Event, zu dem sie in größeren Abständen reisen. Wenn wir nicht wollen, dass Glaube und Alltag – Eucharistie ist Quelle und Gipfel unseres Glaubens – weiter auseinander fallen, müssen wir die Frage stellen, wie Hauskirchen, in denen Eucharistie gefeiert wird, möglich werden. Ist ein Weiheamt, das seine Autorität aus einer konkreten Hauskirche hat und deshalb auch nur in dieser Hauskirche ausgeübt werden kann, wirklich undenkbar?

Ich bin mir sicher, dass Gott die Seminare ausgeleert hat und dass die Zeit des verbeamteten Priestertums genauso vorbei ist wie die Gestalt von Kirche, die über Jahrhunderte uns geprägt hat. Wir kommen auch bei den Hauptamtlichen, und da meine ich alle Berufsgruppen, nicht um eine Neujustierung herum. Die Ämter in der Kirche sind dem Volk, den Laien, untergeordnet. Daher müssen sie dem Priestertum aller Getauften und Gefirmten dienen oder aber sie dienen zu nichts. Deshalb muss immer wieder die Frage gestellt werden: welche Amtsausübung dient dem Glauben, welche Ämter helfen der Kirche, dass sie auch in der Diaspora Ostdeutschlands ein ansprechendes, einladendes Gesicht behält oder bekommt.

Mein Fazit:

Auch ich weiß nicht, in welchen Raum Gott uns führen will. Aber ich ahne, dass dies ein Raum ist, in dem auch die Rolle der Hauptamtlichen eine sein wird, die sowohl den eigenen Charismen als auch dem Charisma eines Ortes entspricht. Zudem muss Kirche über vielfältigere Formen des Weiheamtes nachdenken und – vielleicht auch ad experimentum – ortskirchliche Regelungen zulassen. Die viri probati wären in meinen Augen dabei nur ein erster aber längst fälliger Schritt. Vor allem aber darf es nicht darum gehen, dass Kirche funktioniert, verwaltet wird, sondern dass sie lebt – auch mit Versuch und Irrtum.